

N.K. JEMISIN

Zerrissene

ERDE

ROMAN

KNAUR 

N. K. Jemisin

Zerrissene Erde
Roman

Übersetzt von Susanne Gerold

Über dieses Buch

Inmitten einer sterbenden Welt hat die verzweifelte Essun nur ein Ziel: ihre Tochter aus den Händen eines Mörders zu befreien, den sie nur zu gut kennt.

Seit sich im Herzen des Landes Sansia ein gewaltiger Riss voll brodelnder Lava aufgetan hat, dessen Asche den Himmel verdüstert, scheinen immer mehr Menschen dem Wahnsinn zu verfallen. So lässt der Herrscher seine eigenen Bürger ermorden. Doch nicht Soldaten haben Essuns kleinen Sohn erschlagen und ihre Tochter entführt – sondern ihr eigener Ehemann! Essun folgt den beiden durch ein Land, das zur Todesfalle geworden ist. Und der Krieg ums nackte Überleben steht erst noch bevor.

»Der elegante Stil und der düster-realistische
Weltenentwurf geben die perfekte Kulisse ab für den
fesselnden Kampf vom Schicksal gezeichneter Charaktere
um eine zum Untergang verdamnte Welt.« *Publishers
Weekly*

Inhaltsübersicht

Karte

Widmung

Vorspiel

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

Zwischenspiel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

Zwischenspiel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

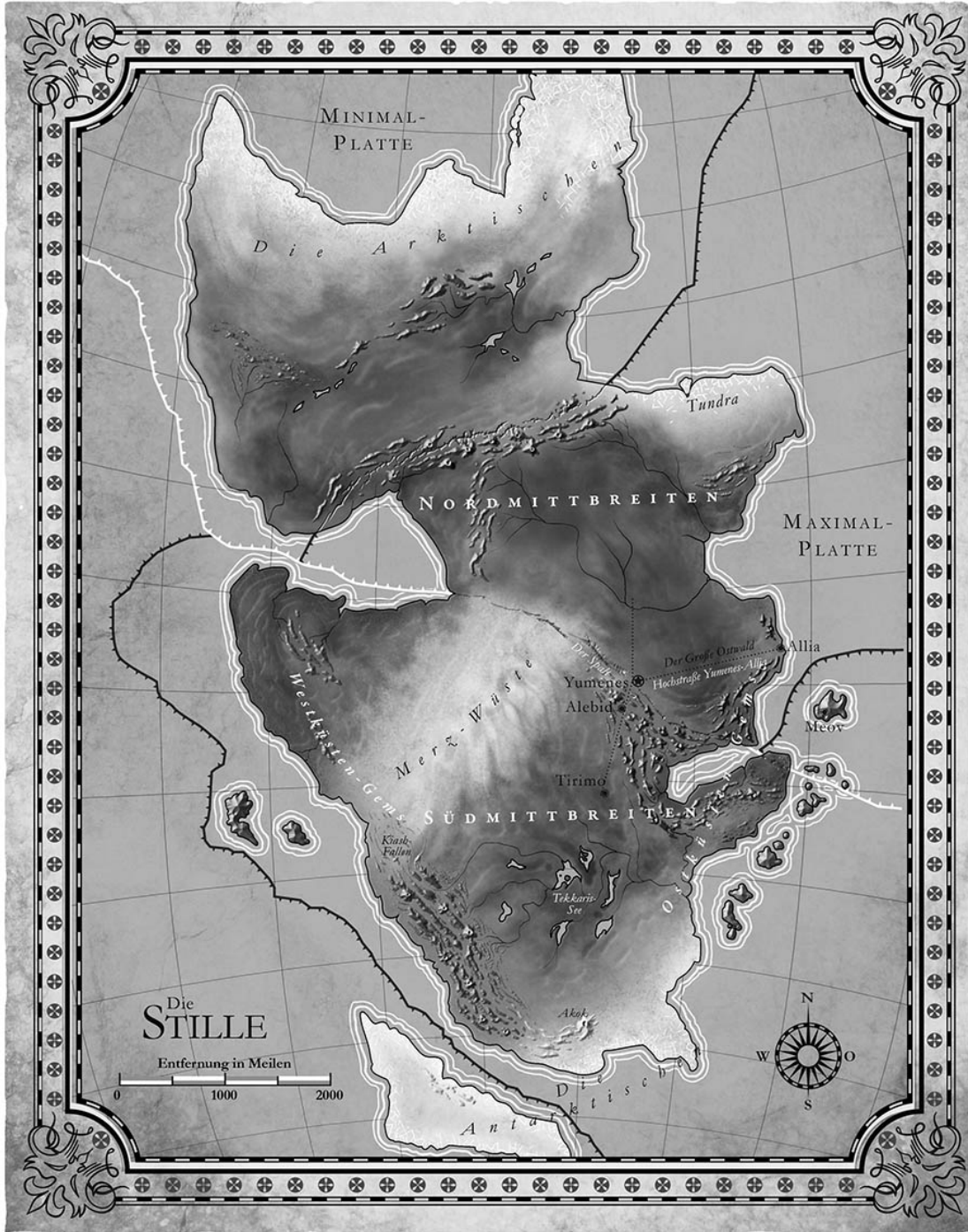
23. Kapitel

Anhang I

Anhang II

Nachwort

Leseprobe »Steinerner Himmel«



*Für all jene, die um den Respekt kämpfen müssen, den alle
anderen einfach so erhalten.*

Vorspiel

Du bist hier

Beginnen wir mit dem Ende der Welt, ja? Bringen wir es hinter uns und wenden wir uns dann interessanteren Dingen zu.

Zunächst: das persönliche Ende.

Es gibt da etwas, über das sie später wieder und wieder nachdenken wird, wenn sie sich vorstellt, wie ihr Sohn gestorben ist. Wenn sie versucht, Sinn in etwas zu finden, das von Natur aus sinnlos ist. Sie wird eine Decke über Uches zerstörten kleinen Körper ausbreiten – nicht über seinem Gesicht, denn er hat Angst im Dunkeln – und betäubt neben ihm sitzen, ohne sich darum zu scheren, dass da draußen gerade die Welt untergeht. Die Welt in ihr ist bereits untergegangen, und weder das eine noch das andere geschieht zum ersten Mal. Es ist ein alter Hut für sie.

Was sie dabei – und danach – denkt, ist: *Aber er war frei.*

Und es ist ihr verbittertes, müdes Ich, das ihrem verwirrten, schockierten Ich entgegnet: *Nein, das war er nicht. Nicht wirklich. Aber jetzt wird er es sein.*

*

Aber dir fehlt der Kontext. Wenden wir uns noch einmal dem Ende zu, diesmal kontinental.

Da ist ein Land.

Es ist ein ganz normales Land, wie alle Länder. Es gibt Berge und Hochebenen und Schluchten und Flussdeltas, das Übliche. Ganz normal ist es, abgesehen von seiner Größe und seiner Dynamik. Es bewegt sich nämlich, dieses Land. Wie ein alter Mann, der ruhelos auf seinem Bett liegt, hebt und senkt es sich, zieht sich zusammen und furzt, gähnt und schluckt. Deshalb haben die Bewohner dieses Landes ihm den Namen *Die Stille* gegeben. Es ist ein Land der versteckten und verletzenden Ironie.

Die Stille hatte einst andere Namen. Früher einmal bestand das Land aus verschiedenen Ländern. Jetzt ist es ein einziger riesiger, zusammenhängender Kontinent, aber irgendwann in der Zukunft wird es wieder mehr als nur ein Land sein.

Ziemlich bald sogar.

Das Ende beginnt in einer Stadt: der ältesten, größten und herrlichsten lebendigen Stadt der Welt. Die Stadt heißt Yumenes, und sie war einmal das Herz eines Imperiums. Noch immer ist sie das Herz von vielem, allerdings ist das Imperium in den Jahren nach seiner ersten Blüte ein wenig verwelkt, wie das bei Imperien eben so ist.

Es ist nicht die Größe, die Yumenes einzigartig macht. In diesem Teil der Welt gibt es viele große Städte, die wie die Glieder einer Kette entlang des Äquators miteinander verbunden sind und eine Art Kontinentalgürtel bilden.

Überall sonst auf der Welt werden nur selten aus Dörfern Städte, und Städte werden selten zu Großstädten, denn all diese Gemeinwesen sind schwer am Leben zu halten, wenn die Erde immer wieder versucht, sie zu verschlingen.

Yumenes jedoch ist während der siebenundzwanzig Jahrhunderte, die es existiert, fast immer stabil gewesen.

Yumenes ist einzigartig, weil nur hier die Menschen es gewagt haben, beim Bauen nicht auf Sicherheit zu setzen oder auf Bequemlichkeit, ja nicht einmal auf Schönheit, sondern auf Kühnheit. Die Stadtmauern sind ein Meisterwerk aus filigranen Mosaiken und Prägungen und zeugen ausgiebig von der langen und brutalen Geschichte ihrer Bewohner. Die dicht gedrängten Gebäude werden immer wieder durchbrochen von großen, hohen Türmen, die wie steinerne Finger wirken; von handgeschmiedeten Lampen, die von dem modernen Wunder der Hydroelektrizität mit Energie versorgt werden; von kühnen, gläsernen Brücken und von architektonischen Strukturen, die als *Balkone* bezeichnet werden und die zugleich so schlicht und tollkühn sind, dass in der gesamten Geschichtsschreibung noch niemand zuvor so etwas gebaut hat. (Aber vergiss nicht, dass in der Geschichtsschreibung das meiste nie erwähnt wird.) Die Straßen bestehen hier nicht aus den üblichen, leicht zu ersetzenden Pflastersteinen, sondern aus einer glatten, lückenlosen und übernatürlichen Substanz, die von den Ortsansässigen als *Asphalt* bezeichnet wird. In Yumenes haben sogar die Baracken etwas Gewagtes, denn sie sind

lediglich dünnwandige Hütten, die aussehen, als würden sie beim nächsten heftigen Wintersturm zusammenbrechen, erst recht bei einem Erdbeben. Und doch stehen sie schon seit Generationen.

Im Herzen der Stadt gibt es viele hohe Gebäude, und es überrascht wohl nicht, dass eines davon besonders groß und gewagter ist als alle anderen zusammen: ein massives Bauwerk, dessen Sockel in Form einer sternenförmigen Pyramide aus präzise behauenen Obsidianziegeln besteht. Pyramiden sind die stabilste architektonische Form überhaupt, und diese Pyramide ist gewissermaßen eine fünffache Pyramide - und warum auch nicht? Und weil das hier Yumenes ist, befindet sich am Scheitelpunkt der Pyramide eine riesige geodätische Kuppel mit facettierten Wänden, die an durchscheinenden Bernstein erinnern. Sie scheint dort zu balancieren, während in Wirklichkeit jeder Teil ihrer Struktur nur dazu dient, sie zu stützen. Das Ganze soll nur verwegen aussehen, weiter nichts.

Im Schwarzen Stern treffen sich die Oberhäupter des Imperiums, um das zu tun, was Oberhäupter so tun. Ihr vollkommener Herrscher wird in der Bernsteinkuppel verwahrt und sorgfältig geschützt. Er schlendert in vornehmer Verzweiflung durch die goldenen Hallen, tut, was man ihm sagt, und fürchtet den Tag, an dem seine Herren beschließen, dass seine Tochter ein besseres Schmuckstück abgibt als er.

All diese Orte und Bewohner spielen übrigens keine Rolle. Ich erwähne sie nur wegen des Kontextes.

Aber dieser Mann jetzt wird sehr wichtig werden.

Vorläufig kannst du dir selbst ausmalen, wie er aussieht. Du kannst dir auch selbst ausdenken, was er gerade denkt. Es mag falsch sein und nur Mutmaßungen, aber wahrscheinlich trifft irgendwas davon zu. In seinem Kopf können in Anbetracht seiner folgenden Taten nur wenige Gedanken sein.

Er steht auf einem Hügel unweit der Obsidianmauern des Schwarzen Sterns. Von hier aus kann er den größten Teil der Stadt überblicken, ihren Rauch riechen, sich in ihrem Geschwätz verlieren. Auf einem der Asphaltwege unterhalb von ihm spazieren ein paar junge Frauen; der Park, in dem sich der Hügel befindet, ist bei den Stadtbewohnern sehr beliebt. (*Sorge für Grün innerhalb der Mauern*, rät die Steinweisheit, aber in den meisten Gemeinschaften wird brachliegendes Land mit Gemüse und anderen Früchten bepflanzt und nutzbar gemacht. Nur in Yumenes wird das Grün zu Schönheit geformt.) Das Lachen der Frauen weht als Antwort auf etwas, was eine von ihnen gesagt hat, auf einer vorbeistreichenden Brise zu ihm herauf. Er schließt die Augen und genießt das schwache Tremolo ihrer Stimmen und den noch schwächeren Widerhall ihrer Schritte, die sich wie Flügelschläge von Schmetterlingen an seinen Mentastzellen anfühlen. Er kann nicht alle sieben Millionen Einwohner der Stadt mentasten, wirklich nicht. Er ist gut, aber so gut nun auch wieder nicht. Die meisten allerdings sind da. *Hier*. Er holt tief Luft und wird zu einem Bestandteil der Erde. Sie

schreiten über die Fasern seiner Nerven, und die feinen Härchen auf seiner Haut werden von ihren Stimmen bewegt. Ihr Atem kräuselt die Luft, die er in seine Lungenflügel zieht. Sie sind auf ihm. Sie sind in ihm.

Aber er weiß, dass er keiner von ihnen ist und auch niemals einer von ihnen sein wird.

»Wusstest du«, fragt er im Plauderton, »dass die erste Steinweisheit wirklich in Stein geschrieben wurde? Damit man sie nicht verändern und dem jeweiligen Zeitgeist oder der Politik anpassen konnte. Damit sie nicht verging.«

»Ich weiß«, sagt seine Begleitung.

»Hm. Ja, wahrscheinlich warst du dabei, als sie niedergeschrieben wurde, das hatte ich vergessen.« Er seufzt, während die Frauen sein Sichtfeld verlassen. »Es ist ungefährlich, dich zu lieben. Du wirst mich nicht enttäuschen. Du wirst nicht sterben. Und ich kenne den Preis im Voraus.«

Seine Begleitung erwidert nichts. Er hat eigentlich auch nicht damit gerechnet, selbst wenn ein Teil von ihm es gehofft hat. Er ist so einsam gewesen.

Aber Hoffnung ist irrelevant, wie so viele andere Gefühle auch, die ihn – wie er weiß – nur verzweifeln lassen, wenn er sie beachtet. Er hat sich damit genug beschäftigt. Die Zeit des Zauderns ist vorbei.

»Ein Gebot ist in Stein gemeißelt«, sagt der Mann und breitet die Arme aus.

Stell dir sein Gesicht vor, das ihm vom vielen Lächeln wehtut. Stundenlang lächelt er: mit zusammengebissenen

Zähnen, zurückgezogenen Lippen, der Bereich um die Augen in Falten gelegt, sodass die Krähenfüße sichtbar werden. Es ist eine Kunst, auf eine Weise zu lächeln, dass andere es glauben. Es ist immer wichtig, die Augen einzubeziehen; ansonsten merken die Leute, dass du sie hasst.

»Gemeißelte Worte sind absolut.«

Er spricht zu niemand Besonderem, aber neben dem Mann steht eine Frau - oder zumindest so etwas Ähnliches wie eine Frau. Die Merkmale sind nur oberflächlich nachgebildet, als Gefälligkeit. Auch das in lockeren Falten herabhängende Kleid, das sie trägt, ist keine echte Kleidung. Sie hat lediglich einen Teil ihrer steifen Substanz so gestaltet, dass es zu den Vorlieben der zerbrechlichen, sterblichen Kreaturen passt, bei denen sie sich gerade aufhält. Aus der Ferne könnte die Illusion sogar funktionieren und sie könnte als reglos dastehende Frau durchgehen, zumindest für eine Weile. Aus der Nähe allerdings würde jeder hypothetische Betrachter bemerken, dass ihre Haut aus weißem Porzellan besteht - und das ist keine Metapher. Als Skulptur wäre sie wunderschön, wenn auch zu schonungslos realistisch für den Geschmack der Ortsansässigen. Die meisten Bewohner von Yumenes ziehen eine höfliche Abstraktion der vulgären Wirklichkeit vor.

Als sie sich dem Mann zuwendet - langsam, denn Steinesser bewegen sich oberhalb der Erdoberfläche immer langsam, außer wenn sie es nicht tun -, verwandelt sich in der Bewegung ihre künstlerische Schönheit in etwas

vollkommen anderes. Der Mann hat sich inzwischen daran gewöhnt, aber trotzdem sieht er sie nicht an. Er will nicht, dass Ekel diesen Augenblick zerstört.

»Was werdet ihr tun?«, fragt er sie. »Wenn es geschehen ist. Wird sich deine Art aus den Trümmern erheben und die Welt an unserer Stelle übernehmen?«

»Nein«, sagt sie.

»Warum nicht?«

»Nur wenige von uns interessieren sich dafür. Außerdem werdet ihr noch hier sein.«

Ihr. Eure Art. Die Menschheit. So oft behandelt sie ihn, als würde er für seine ganze Spezies stehen. Und er macht es mit ihr genauso. »Du klingst sehr bestimmt.«

Sie sagt nichts darauf. Steinesser machen sich nur selten die Mühe, etwas Offensichtliches auszusprechen. Er ist froh darüber, denn ihre Sprechweise ärgert ihn ohnehin; ihre Stimme bringt die Luft nicht so zum Zittern, wie es eine menschliche Stimme tut. Er weiß nicht, wie es funktioniert. Es interessiert ihn auch nicht. Er möchte nur, dass sie jetzt still ist.

Er möchte, dass *alles* still ist.

»Aufhören«, sagt er. »Bitte.«

Und dann greift er aus – mit all der Kontrolle, die die Welt mittels Gehirnwäsche, Gewalt und Verrat aus ihm hervorgeholt hat, und mit all der Empfindsamkeit, die seine Herren über Generationen der Vergewaltigung und des Zwangs und der höchst unnatürlichen Auslese in ihn hineingezüchtet haben. Seine Finger spreizen sich und

zucken, als in seiner Wahrnehmungslandkarte mehrere Punkte widerhallen: seine Sklavenbrüder. Er kann sie nicht befreien, nicht wirklich jedenfalls. Das hat er schon versucht und dabei versagt. Aber er kann dazu beitragen, dass ihr Leiden einer größeren Sache dient als der Hybris einer Stadt und der Furcht eines Imperiums.

Also streckt er sich in die Tiefe und greift nach der summenden, klopfenden, geschäftigen, nachhallenden, wogenden, ungeheuren Weite der Stadt, nach dem ruhigeren Felsgestein darunter und der brodelnden Hitze und dem Druck wiederum darunter. Dann streckt er sich in die Weite, greift nach dem großen, sich verschiebenden Puzzlestück des Erdmantels, auf dem der Kontinent liegt. Und schließlich streckt er sich nach oben. Nach der Macht.

Er nimmt all das, die Gesteinsschichten und das Magma, die Menschen und die Macht, in seine eingebildeten Hände. Alles. Er hält es fest. Er ist nicht allein. Die Erde ist in ihm.

Und dann zerbricht er es.

*

Dies ist die *Stille*, die nicht einmal an einem guten Tag still ist.

Jetzt wogt sie, hallt in der Umwälzung nach. Jetzt entsteht eine Linie, verläuft grob ostwestlich und sehr gerade; in ihrer offenkundigen Unnatürlichkeit ist sie beinahe akkurat und umspannt den Äquator dieses Landes. Der Ausgangspunkt dieser Linie liegt in der Stadt Yumenes.

Die Linie ist tief und grob, ein Schnitt ins Mark des Planeten. Magma quillt heraus, frisch und glühend rot. Die Erde ist gut darin, sich selbst zu heilen. Diese Wunde wird, geologisch gesehen, rasch vernarben, und dann wird der reinigende Ozean der Linie folgen und die *Stille* halbieren, sie in zwei Länder zerteilen. Vorher allerdings wird die Wunde schwären und nicht nur Hitze, sondern auch Gas und kiesige, dunkle Asche hervorbringen – genug, um über dem größten Teil der *Stille* in nur wenigen Wochen den Himmel zu ersticken. Überall werden Pflanzen sterben, und die Tiere, die sie fressen, werden verhungern, und die Tiere, die diese Tiere fressen, werden auch verhungern. Es wird einen frühen Wintereinbruch geben, und der Winter wird hart sein und lange währen, sehr lange. Natürlich wird er irgendwann einmal enden, so wie jeder Winter irgendwann endet, und dann wird die Welt zu ihrem alten Zustand zurückkehren. Irgendwann.

Irgendwann.

Die Bewohner der *Stille* leben in einem Zustand der ständigen Vorbereitung auf eine Katastrophe. Sie haben Mauern errichtet und Brunnen gegraben und Nahrungsmittel gehortet, und sie können locker fünf, zehn oder gar fünfundzwanzig Jahre in einer Welt ohne Sonne leben.

Irgendwann bedeutet in diesem Fall *in ein paar tausend Jahren*.

Sieh nur, schon breiten sich die Aschewolken aus.

*

Derweil wir die Dinge aus der Sicht des Kontinents betrachten, aus der Sicht des Planeten, sollten wir die Obeliskens inspizieren, die über all dem dahintreiben.

Die Obeliskens hatten einmal andere Namen, damals, als sie erbaut und aufgestellt und gebraucht worden waren, aber niemand erinnert sich noch an die Namen oder an den Zweck dieser großen Objekte. In der *Stille* sind Erinnerungen so zerbrechlich wie Schiefer. Tatsächlich werden diese Dinge heutzutage von niemandem mehr besonders beachtet, obwohl sie riesig und wunderschön und sogar ein bisschen Furcht einflößend sind: gewaltige kristalline Pfeiler, die zwischen den Wolken schweben, sich dabei langsam drehen und unbegreifliche Flugwege entlangtreiben, hin und wieder verschwimmen, als seien sie nicht ganz real – was eine durch das Licht hervorgerufene optische Täuschung sein könnte. (Ist es aber nicht.) Es ist offensichtlich, dass die Obeliskens nicht natürlichen Ursprungs sind.

Offensichtlich ist auch, dass sie unbedeutend sind. Ehrfurchtgebietend, aber zweckfrei. Sie sind lediglich ein weiterer Grabstein einer weiteren Zivilisation, die durch die unermüdlichen Bemühungen von Vater Erde erfolgreich zerstört worden ist. Auf der ganzen Welt gibt es solche Steinhäufen: tausend in Trümmern liegende Städte, eine Million Monumente von Helden oder Göttern, an die sich niemand mehr erinnert, mehrere Dutzend Brücken, die ins Nirgendwo führen. Die Steinweisheit sagt, dass solche Dinge nicht bewundert werden dürfen. Die Menschen, die

diese alten Objekte gebaut haben, waren schwach und sind gestorben, wie es die Schwachen unweigerlich tun. Noch schlimmer ist, dass sie versagt haben. Und diejenigen, die die Obeliskten gebaut haben, haben noch schlimmer versagt als die meisten anderen.

Aber die Obeliskten existieren, und sie spielen für das Ende der Welt eine Rolle, und deshalb sind sie es wert, erwähnt zu werden.

*

Zurück zum Persönlichen. Die Dinge müssen geerdet bleiben, haha.

Diese Frau, die ich erwähnt hatte, deren Sohn tot ist – sie war glücklicherweise nicht in Yumenes, sonst wäre diese Geschichte hier ziemlich kurz. Und dich würde es nicht geben.

Sie befindet sich in einer Stadt namens Tirimo. Im Sprachgebrauch der *Stille* ist eine Stadt eine Form der Gems, der Gemeinschaften, aber eigentlich ist Tirimo kaum groß genug, um diesen Namen zu verdienen. Tirimo liegt im gleichnamigen Tal am Fuß des Tirimas-Gebirges. Das nächste Gewässer ist ein nur gelegentlich Wasser führendes Flüsschen, dem die Ortsansässigen den Namen Kleine Tirika gegeben haben. In einer Sprache, die nur noch in linguistischen Bruchstücken existiert, bedeutet *eatiri* »ruhig«. Tirimo liegt weit abseits der glitzernden, robusten Städte der Äquatorialen, weshalb die Menschen beim Bauen ihrer Gebäude auf die unvermeidlichen

Erschütterungen Rücksicht nehmen. Es gibt weder kunstvolle Türme noch Gesimse, nur Mauern, errichtet aus Holz und dem hier zu findenden billigen braunen Backstein auf einem Fundament aus behauenenem Stein. Keine asphaltierten Straßen, nur grasbewachsene Hänge, die von Wegen aus festgestampfter Erde durchschnitten werden. Nur einige wenige dieser Pfade sind mit Holzbrettern oder Pflastersteinen versehen. Es ist ein friedlicher Ort, auch wenn die Umwälzung, die gerade in Yumenes stattgefunden hat, schon bald seismische Wellen nach Süden schicken wird, die die gesamte Region niederwalzen werden.

In dieser Stadt steht ein Haus wie viele andere. Dieses Haus liegt an einem der Hänge und ist kaum mehr als ein in den Boden gegrabenes Loch, das mit Lehm und Backstein eingefasst wurde, um die Feuchtigkeit abzuhalten, und ein Dach aus Zedern und Grassoden besitzt. Die kultivierten Leute in Yumenes lachen (lachten) über solch primitive Stätten, sofern sie sich überhaupt dazu herablassen (herabließen), sich zu solchen Dingen zu äußern - aber für die Menschen in Tirimo ist es ebenso vernünftig wie praktisch, in der Erde zu leben. Im Sommer bleibt alles kühl und im Winter warm, und es ist sowohl vor Erschütterungen wie auch vor Stürmen geschützt.

Die Frau heißt Essun. Sie ist zweiundvierzig Jahre alt. Sie sieht so aus wie die meisten Frauen der Mitteleuropäer: groß, wenn sie steht, mit einem geraden Rücken und einem langen Hals. Ihre Hüften haben mühelos zwei Kinder ausgetragen, ihre Brüste haben sie mühelos gestillt. Ihre

Hände sind breit und geschmeidig. Sie wirkt kräftig und gut genährt, wie man es in der *Stille* schätzt. Ihr Gesicht wird von verklebten Locken umrahmt, jede so breit wie ihr kleiner Finger; zu den Haarspitzen hin verblasst das Schwarz zu Braun. Ihre Hautfarbe ist nach manchen Maßstäben unangenehm ockerbraun, nach anderen unangenehm olivblass. Von den Yumenensern werden (wurden) Menschen wie sie als Mittbreiten-Mischlinge bezeichnet – in ihnen ist genug Sansi, dass es sich zeigt, aber nicht genug, dass es auf Anhieb erkennbar ist.

Der Junge war ihr Sohn. Er hieß Uche und war fast drei Jahre alt. Er war klein für sein Alter, hatte große Augen, eine Stupsnase, lächelte süß und war altklug. Es fehlte ihm an keiner jener Eigenschaften, die Menschenkinder benutzen, um die Liebe ihrer Eltern zu gewinnen, seit die Spezies sich auf so etwas wie Vernunft zubewegt. Er war gesund und schlau, und er sollte noch am Leben sein.

Dies war das Familienzimmer ihres Heims. Er war gemütlich und ruhig, ein Raum, in dem sich die ganze Familie treffen konnte, um sich zu unterhalten oder zu essen oder Spiele zu spielen oder zu schmusen oder einander zu kitzeln. Sie hat Uche gern in diesem Zimmer gestillt. Sie glaubt, dass er auch hier empfangen wurde.

Sein Vater hat ihn hier totgeschlagen.

*

Für das letzte Stück Kontext begeben wir uns zum nächsten Tag ins Tal, das Tirimo umgibt. Zu diesem

Zeitpunkt sind die ersten Echos der Katastrophe bereits vorbeigerollt, aber später wird es noch Nachbeben geben.

Am nordöstlichsten Ende des Tals herrscht Verwüstung: zersplitterte Bäume, eingestürzte Felswände, eine schwebende Staubwolke, die sich in der reglosen, nach Schwefel riechenden Luft nicht aufgelöst hat. Dort, wo die ursprüngliche Schockwelle durchgekommen ist, steht nichts mehr; dieses Beben gehört zu jenen, die alles zerschmettern und die Stücke anschließend zu Geröll zermahlen. Auch Tote gibt es: kleine Tiere, die nicht weglaufen konnten, Rotwild und andere größere Tiere, die auf der Flucht ins Straucheln gekommen sind und vom Geröll erdrückt wurden. Zu den Letztgenannten zählen auch Menschen, die das Pech hatten, am falschen Tag auf der Handelsstraße unterwegs zu sein.

Die Kundschafter, die von Tirimo hergekommen sind, um den Schaden abzuschätzen, sind nicht über die Trümmer geklettert; sie haben sich alles von der verbliebenen Straße aus durch Langaugen angesehen und sich gewundert, dass der Rest des Tals – jener Teil um das eigentliche Tirimo herum und von da aus einige Meilen in alle Richtungen in Form eines nahezu perfekten Kreises – unbeschädigt geblieben ist. Nun, genau genommen haben sie sich nicht gewundert. Sie sahen es sich vielmehr in grimmigem Unbehagen an, denn alle wissen, was ein solches offensichtliches Glück bedeutet. *Suche das Zentrum des Kreises*, rät die Steinweisheit. Irgendwo in Tirimo muss ein Rogga sein.

Ein erschreckender Gedanke. Aber noch erschreckender sind die Zeichen, die aus dem Norden kommen, und die Anweisungen von Tirimos Oberhaupt, so viele frische Tierkadaver wie möglich im hinteren Bereich des Kreises zu sammeln. Fleisch, das nicht schlecht geworden ist, lässt sich trocknen, Felle und Häute können abgezogen und verarbeitet werden. Nur für den Fall.

Die Kundschafter ziehen schließlich wieder ab, in Gedanken ganz bei *nur für den Fall*. Wären sie nicht so sehr in Gedanken gewesen, hätten sie etwas bemerken können, das sich am Fuß der neu abraasierten Klippe befindet, unauffällig zwischen einer Knorrtanne und zerbrochenen Felsblöcken. Es wäre ihnen aufgrund seiner Größe und Form aufgefallen: ein nierenförmiger Quader aus gesprenkeltem Chalzedon in dunklem Grüngrau, das sich deutlich vom helleren Sandstein abhebt. Hätten sie sich danebengestellt, wäre ihnen aufgefallen, dass dieses Ding ihnen bis zur Brust reicht und beinahe so groß ist wie ein menschlicher Körper. Hätten sie es dann auch noch berührt, wären sie möglicherweise fasziniert gewesen von der Dichte seiner Oberfläche. Der Gegenstand sieht schwer aus und verströmt einen Geruch nach Eisen, erinnert an Rost und Blut. Sie wären überrascht gewesen, dass er sich warm anfühlt.

Aber es ist niemand da, als der Gegenstand erst stöhnt und dann aufplatzt, sich entlang der Mittellinie spaltet, als wäre er zersägt worden. Hitze und unter Druck stehendes Gas entweichen mit einem zischenden Schrei, woraufhin

alle überlebenden Waldkreaturen auf der Suche nach Schutz davonhuschen. Fast sofort flackert Licht an den Rändern des Spalts auf, ein bisschen wie eine Flamme und ein bisschen wie Flüssigkeit. Auf dem Boden um den Gegenstand herum bleibt geschmolzenes Glas zurück. Dann kommt er eine lange Weile zur Ruhe. Kühlt ab.

Einige Tage verstreichen.

Nach einer Weile wird der Gegenstand von innen aufgestoßen, und etwas kriecht ein paar Fuß weit hinaus, ehe es zusammenbricht.

Wieder verstreicht ein Tag.

Jetzt, da er abgekühlt und aufgeplatzt ist, überzieht eine Kruste aus ungleichmäßigen Kristallen die innere Oberfläche des Gegenstands; einige von ihnen sind so weiß wie Wolken, andere so rot wie venöses Blut. Dünne, helle Flüssigkeit sammelt sich beim tiefsten Punkt der beiden Hälften, aber der größte Teil der Flüssigkeit, die in dieser Geode enthalten war, ist inzwischen in den Boden darunter gesickert.

Der Körper, der in der Geode gewesen war, liegt nackt mit dem Gesicht nach unten zwischen den Felsen. Seine Haut ist trocken, sein Fleisch hebt sich in offensichtlicher Erschöpfung. Allmählich stemmt er sich in eine aufrechte Position. Jede Bewegung geschieht bedachtsam und sehr, sehr langsam. Es dauert eine ganze Weile. Als er sich schließlich aufgerichtet hat, stolpert er – langsam – zur Geode, lehnt sich gegen sie, um sich an ihr abzustützen. Dann bückt er sich – langsam – und greift hinein. Mit einer

plötzlichen, scharfen Bewegung bricht er die Spitze eines roten Kristalls ab. Es ist ein kleines Stück, vielleicht von der Größe einer Traube und gezackt wie zerbrochenes Glas.

Der Junge – denn er sieht aus wie einer – steckt sich das Stück in den Mund und kaut. Das Geräusch dabei ist laut: ein Mahlen und Klappern, das auf der Lichtung widerhallt. Nach einigen Momenten schluckt er. Dann beginnt er heftig zu zittern. Er schlingt seine Arme einen Moment um sich, stößt ein leises Stöhnen aus, als wäre ihm plötzlich bewusst geworden, dass er nackt ist und friert und dies schrecklich ist.

Mit Mühe erlangt der Junge die Kontrolle über sich zurück. Er greift wieder in die Geode – diesmal bewegt er sich schneller – und zieht weitere Kristallstücke heraus. Er stapelt sie auf den Gegenstand, während er neue abbricht. Die dicken, stumpfen Kristallschäfte zerkrümeln zwischen seinen Fingern, als wären sie aus Zucker, auch wenn sie in Wirklichkeit aus etwas sehr, sehr viel Härterem bestehen. Aber er ist auch in Wirklichkeit kein Kind, also ist das für ihn leicht.

Schließlich steht er da, schwankt und hält in seinen Armen jede Menge milchiger, blutroter Steine. Der Wind bläst kurz und heftig, und seine Haut kribbelt als Reaktion darauf. Er zuckt zusammen, schnell und ruckartig wie eine aufgezugene Puppe. Dann sieht er stirnrunzelnd an sich hinunter. Während er sich konzentriert, werden seine Bewegungen geschmeidiger, gleichmäßiger. *Menschlicher*.

Er nickt, wie um dies zu betonen, vielleicht vor Zufriedenheit.

Der Junge dreht sich jetzt um und macht sich auf den Weg nach Tirimo.

*

Und das darfst du nicht vergessen: Das Ende der einen Geschichte ist nur der Beginn einer anderen. Das ist schließlich schon mal passiert. Menschen sterben. Alte Ordnungen zerfallen. Neue Gesellschaften entstehen. Wenn wir sagen: »Dies ist das Ende der Welt«, ist das für gewöhnlich eine Lüge, denn dem Planeten geht es immer noch gut.

Aber hier geht es darum, wie die Welt endet.

Es geht darum, wie die Welt endet.

Es geht darum, wie die Welt endet.

Zum letzten Mal.

1

Du, am Ende

Du bist sie. Sie ist du. Du bist Essun. Erinnerst du dich? Die Frau mit dem toten Sohn.

Du bist eine Orogene und lebst seit zehn Jahren in der kleinen Niemandstadt Tirimo. Nur drei Menschen hier wissen, wer du bist, und zweien davon hast du das Leben geschenkt.

Nun ja. Jetzt ist nur noch einer da, der es weiß.

In den letzten zehn Jahren hast du so normal wie möglich gelebt. Du bist von einem anderen Ort nach Tirimo gekommen; die Leute hier interessieren sich aber nicht wirklich dafür, von wo und wieso. Da du offensichtlich gebildet bist, wurdest du Lehrerin an der örtlichen Krippe und hast Kinder im Alter von zehn bis dreizehn Jahren unterrichtet. Du bist weder die beste noch die schlechteste Lehrerin; die Kinder vergessen dich, wenn sie weiterziehen, aber sie lernen was bei dir. Die Metzgerin kennt wahrscheinlich deinen Namen, weil sie gern mit dir flirtet. Der Bäcker kennt ihn eher nicht, weil du still bist und er in dir wie alle anderen in dieser Stadt nur Jijas Frau sieht. Jija ist in Tirimo geboren und aufgewachsen, ein Steinwerkzeugmacher der Resistenten-Nutzkaste; alle

kennen und mögen ihn, also mögen sie auch dich ein wenig. Er ist der Vordergrund des Gemäldes, das euer gemeinsames Leben darstellt. Du bist der Hintergrund. Es gefällt dir so.

Du bist die Mutter von zwei Kindern, aber jetzt ist eines davon tot, und das andere wird vermisst. Vielleicht ist sie ebenfalls tot. Das alles findest du heraus, als du eines Tages von der Arbeit nach Hause kommst. Das Haus ist leer und ruhig, und der winzige kleine Junge auf dem Boden eures Familienzimmers ist blutverschmiert und voller blauer Flecke.

Und dann ... machst du dicht. Du machst das nicht bewusst. Es ist nur ein bisschen viel, nicht wahr? Zu viel. Du hast vieles durchgemacht, du bist sehr stark, aber selbst für dich gibt es Grenzen dessen, was du ertragen kannst.

Zwei Tage vergehen, bevor jemand kommt.

Du hast diese Zeit im Haus bei deinem toten Sohn verbracht. Du bist aufgestanden, hast die Toilette benutzt, dir etwas aus dem Kühlgewölbe geholt und gegessen, die letzten Tropfen Wasser aus dem Hahn getrunken. All das konntest du tun, ohne nachzudenken, rein mechanisch. Danach bist du zu Uche zurückgekehrt.

(Bei einem dieser Gänge hast du eine Decke für ihn geholt. Du hast ihn damit zugedeckt, bis zu seinem zerschlagenen Kinn. Eine Gewohnheit. Die Dampfrohre rumpeln nicht mehr; es ist kalt im Haus. Er könnte sich was einfangen.)